


Nr. 271. Bromberg, den 24. November 1935



## Der Tod spricht:

. . . Ich bin ein Bote nur
des, der da weht im ewigen Azur.
Gern legt ch Stundenglas und Sense hin,
im Geisterreich zu kreisen still um Ihn.
Allein er winkt, und also muß ich gehn,
der Menschheit ewigen Jammer anzusehn,
muß wandern durch das Früh- und Abendrot;
man fürchtet mich und nennt mich schauernd Tod
Das ist ein Name für das große Grauen,
das namenlos und schrecklich anzuschauen,
durch das, in Nacht und Dunkelheit verhüllt,
des tief Lebendigen Wille wird erfüllt.
Heimholer bin ich, Führer in das Licht,
Gefängnisbrecher, Löser von dem Bann,
den Fleisch und Blut um durst'ge Seelen flicht.
So grüßt mich auch ein Wandrer dann und wann
der mich erkennet und mein göttlich Tun,
den trag ich dankbar lächelnd aus dem Streit...
Allein, wann werd ich ´elbst einmal befreit
und darf zu Gottes Füßen endlich ruhn?

Anna Schieber.

(Entnommen aus: „Balladen und Lieder". Verlag: E. Salzer, Heilbronn)

## Den Toten

### der sibirischen Gefangenschaft!

Von Leo Knopf-Grutschno.

Die Gefangenschaft war ein neues ungeahntes Erlebnis, grausam, hart, völlig unbekannt, opferreich wie die Front, bis zu den Gründen und Höhen aller Ideale und Zweifel prüfend und erschütternd. Aber als Lebensschule von ganz außergewöhnlicher Eindringlichkeit und Tiefe, lehrreich und fruchtbar wie nicht leicht ein anderes Erleben. —

Die Heimat rief, wir gehorchten, gaben alles auf und wurden Soldaten. Wir standen alle in erster Linie der Front. Darum sahen, erlebten wir, was kam und wie es kam. Wir hatten unser Leben lieb wie jeder junge Mensch, wie alle. Wir wußten um unser Schicksal, um Soldatenlos und — blieben dennoch! Wir gingen nicht in die Gefahrlosigkeit der Etappe zurück, wir flüchteten nicht zu den Ausreden des Hinterlandes.

Wir blieben und kämpften; kämpften für uns um die Kraft, unsere Pflicht ganz zu tun und als Schutzwall der Treue zu halten; kämpften, um die Unversehrtheit der Freiheit des Lebensraumes der Heimat zu schützen. So standen wir mit offenen Augen am Rande des Abgrundes, der uns nu‟ drei Möglichkeiten ließ: tot, verwundet, gefangen. So erfuhren wir unser Schicksal „gefangen" und „verwundet gefangen". Gefangen, weil wir in freigewählter Pflicht, aus Liebe und Treue, aushielten bis zu den äußersten Folgen.

Unwissende Hinterländler in der wohlbehüteten Heimat meinten oft vorwurfsvoll, jetzt sei der Kampf für uns vorbei. Jetzt beginne für uns das lange Warten auf die Stunde der Heimkehr, lang zwar und in weiter Ferne, doch in Sicherheit. So rechneten Unkenntnis und Irrtum. —

Gefangenschaft blieb Kampf! Schwerster, verlustreichster Kampf! Kampf ohne Waffen, Kampf gegen Epidemien, Kampf der Seele, Kampf gegen Unmenschlichkeit, gegen Überanstrengung und Ausbeutung, gegen Kälte und Hunger, gegen den Einsturz des eigenen „Ich"! —

Das war das stille Heldentum! Nicht gefeiert, nicht besungen, nicht in Zeitungen und Armeeberichten besonders betont und geschmückt! Das Heimweh im Herzen, fern ihren Lieben, unerwähnt, so haben diese Opfer der Pflicht in weiter Ferne ihr Leben ausgehaucht. Das war das wahre, das stille Heldentum; die andere Seite, auf der ohne Frontbericht gestorben wurde!

Die Gebeine von 750 000 braven Kriegsgefangenen modern in kalter sibirischer Erde! 750 000 erlagen als Opfer, starben an Seuchen, blieben am Wegrande härtesten Schicksals preisgegeben liegen, in Lagern und Sümpfen, Steppen und Urwäldern. Ihre Seele suchte die Heimat, harrte des unerfüllten Tages der Heimkehr, bis sie erlosch — erlosch in der Fremde.

Sterben ist schwer, doch leichter in der Heimat. Unsere Kameraden starben in der Fremde, ruhen in der Fremde.

Tausendmal verhallte letzter Gruß ungehört, unverstanden, ungeliebt. In Fremdheit und Hast brach das Auge. Niemand verzeichnete letzte Haltung, letzte Größe. Alles mußte erlöschendes Bewußtsein hilflos mit sich selbst austragen. —

Die Toten der Gefangenschaft heißen mit Recht: Helden! Ihr Gruß war Heimat — ihr Glaube Vaterland —, ihre Sehnsucht Friede! — —

Eure Namen singt die Welle,
Bergecho hallt es wider;
Mögen laut sie weitertönen
Eures Todes Heldenlieder! —

Der furchtbare Begriff „Kriegsgefangenschaft" aber soll als Appell an die Menschheit in die weite Ferne der Welt klingen: Solange die Welt besteht, hat es Kriege gegeben; solange sie bestehen wird, wird es trotz Völkerbund, Konventionen und diplomatischen Schachzügen Kriege geben. Was aber den Völkerbund und eine Welt, die die klangvollen Worte „Kultur" und „Zivilisation" stets im Munde führen, in allererster Linie beschäftigen sollte, das wäre eine bis ins Kleinste ausgearbeitete Übereinkunft, das harte Los zukünftiger Kriegsgefangener so zu gestalten, daß das Wort „Humanität" kein internationales Schlagwort, sondern krasse Wirklichkeit und intensive Arbeit am großen und schönen Werk der gesamten Menschheit sein möge.!

---

## Mir ist nach einer Heimat weh . . .

**Mir ist nach einer Heimat weh, die keine Erdengrenzen hat,**
**ich sehne mich aus Menschennot nach einer ew'gen Himmelsstadt.**
**Groß glänzt und klar das Abendrot, sanft rauscht der Quell im Wasgenwald. —**
**Wie bald verging mein Erdentag, und all mein Tagewerk wie bald!**

**O komm, du weltallweite Nacht, die keine Erdenmasse kennt,**
**aus deren Tiefen Stern an Stern auf unser winzig Sternlein brennt!**
**Nicht müd' bin ich vom Tagewerk, und doch bin ich des Tages satt —**
**nach deinen Weiten sehn ich mich, du unbegrenzte Himmelsstadt!**

Friedrich Lienhard.

(Entnommen aus „Lebensfrucht". Verlag Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.)

---

## Die Sprache der Gräber.

**Von Richard Thassilo Graf von Schlieben.**

„Durch ein Meer von Leid sind unsere Seelen gegangen. Schwere Tropfen blieben an ihren Flügeln hangen." — So wacht am Totenfest für jeden die Erinnerung auf, die uns mit denen, die wir liebten und die vor uns in die Ewigkeit gegangen sind, unlösbar verbindet. Nichts ist uns von ihnen geblieben, als diese Erinnerung an verrauschte Freude, verklungenes Glück, verwehtes Leid. Des Alltags harter, hastiger Tritt hat das alles lange übertönt. Aber am Totenfest, an diesem geheimnisvollen Fest, wacht alles wieder auf, was wir einst mit unseren Toten gemeinsam erlebt und erlitten haben.

Jedes Volk hat seine eigene Art, seine Toten zu ehren. Für den Deutschen sind es besonders die blumengeschmückten Grabhügel und jene Friedhofspoesie, die sich nicht nur in schönen, oft parkartigen Anlagen ausspricht, sondern auch in den Sprüchen, die wir auf Kreuzen, Grabsteinen und Monumenten finden. Gerade diese Sprüche, diese letzten Grüße sind treue Spiegelbilder der verschiedenen Zeitepochen. Das gleiche gilt von den Sinnbildern des Todes: dem Sarkophag, der Urne, dem Kreuz, dem Grabstein, dem Monument mit seinen verschiedenen allegorischen Figuren, und dem Schmetterling, als dem Symbol der befreiten Seele, die sich erlöst von den Unvollkommenheiten des irdischen Daseins dem ewigen Licht entgegen zu himmlischen Höhen emporschwingt. Der ganze Schmuck der Gräber läßt auf bestimmte Kulturepochen schließen.

Zur Zeit Friedrichs des Großen war man infolge der allgemeinen Vorliebe für französische Literatur geneigt, französische Sprüche oder Verse für die Inschriften zu wählen. Die Empirezeit brachte den klassischen, richtiger gesagt den klassizistischen Stil. Die blaue Blume der Romantik blühte auch in den letzten Grüßen, die man damals den geliebten Toten widmete. Und die Biedermeierzeit hatte erst recht ihren eigenen Typ. Sehr ungünstig hat auf dem Gebiet der Friedhofspoesie die materialistische Weltanschauung gewirkt, die sich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf den verschiedensten Gebieten in so beklagenswerter Weise bemerkbar gemacht hatte. Und in der heutigen Zeit des ewigen Hastens und Jagens weiß man wenig von echter Friedhofspoesie. Man muß deshalb schon ältere Friedhöfe aufsuchen, um sie zu finden. Da liest man z. B. auf einem schwarzen Kreuz, das unter einem wildwuchernden Heckenrosenstrauch fast verborgen ist, die rührenden Worte als Nachruf für ein blutjunges Mädchen. „Elle a vécu, en Rose — Hélas! — L'heure d'un matin". Sie hat gelebt, wie Rosen leben. Ach! — Eine Morgenstunde nur. — Daneben das ungepflegte Grab einsamer Eltern mit der Inschrift: „Über unsere Gräber schwingt die Vergessenheit den Stab". — Ein schönes, ergreifendes Relief in antiker Form an der Mauer eines Erbbegräbnisses zeigt den Tod, der eine schöne junge Frau an der Hand mit sich führt, während Mann und Kinder verzweifelt die Hände nach ihr ausstrecken, um sie zurückzuhalten. Aber auf ihrem Antlitz liegt bereits die Ruhe des Todes. Unwillkürlich muß man bei ihrem Anblick an die biblische Verheißung für die Toten denken: „Keine Qual rühret sie an". — Dort ein Kindergrab. Ein voller weißer Rosenkranz ist über den Grabstein gebreitet. In Goldbuchstaben auf dem Marmor nur die Worte: „Unser Glück". Kein Name! Keine Jahreszahl! Und doch wird sich der Beschauer des Eltern-Schmerzes klar bewußt. — Nun das Grab eines jungen Mädchens. Ans Kreuz gelehnt der Todesengel mit einer Rose in der Hand. Auf dem Kreuz die Worte: „Sie war eine schöne Blume im Garten Gottes. Aber sie verblühte zu früh im 20. Jahre ihres Lebens". —

Welch geheimnisvolle, tragische Schicksale sind unter lichtgrünem Rasen, dunklem Efeu und schimmerndem Marmor mit goldenem Zierat begraben! Da gibt es eine große Steinplatte, die statt des Hügels das ganze Grab umschließt. Die seltsame Inschrift lautet: „Dies Grab darf nie geöffnet werden." Aber — o Wunder! Es wurde doch geöffnet: Nicht durch Menschenhand. Ein zarter Keim muß unter der Steinplatte in der Erde verborgen gewesen sein. Er ist zum Leben erwacht, hat sich unter der schweren Platte zum Licht hervorgedrängt und ist ein stattlicher Baum geworden. Seine immer stärker werdenden Wurzeln haben die Steinplatte gesprengt, ihrer gebieterischen Inschrift zum Trotz. Freilich, das tiefe Geheimnis, welches diese Grabplatte umwittert, ist doch nicht ans Tageslicht gekommen.

Aber es gibt auch ganz andere schöne, tröstliche Sprüche in der Friedhofspoesie: „Hier ruht die Hülle, das Bild lebt im Herzen, der Geist schwebt im Licht". Und auf dunklem Granit ein anderer Spruch: „Was vom Himmel stammt, was unsere Seele erstrebt, ist für den Tod zu groß, ist für die Erde zu rein."

Auf dem Grab Fichtes, des berühmten Verfassers der „Reden an die Deutsche Nation", erhebt sich ein schöner Obelisk mit der Inschrift: „Die Lehrer aber leuchten wie des Himmels Glanz; und die so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich." Neben ihm ruht seine Gattin, die als treue Pflegerin während der

---

## Zu unseren Vätern . . .

**Es ist eine schöne und liebliche Beschreibung der Unsterblichkeit, da gesagt wird: „Er ist zu seinem Volk versammelt worden."**

**Wir ziehen nicht zu den Feinden, auch nicht zu den bösen Geistern, ja, wir weichen von denselben weg und werden versammelt**

**zu unseren Vätern!**

Dr. Martin Luther.

Freiheitskriege tätig, aus diesem schweren Amt jene tödliche Krankheit heimbrachte, der Fichte bekanntlich zum Opfer fiel. Bei dem Andenken an den großen Apostel des deutschen Geistes steigen auch die Erinnerungen an die Kämpfe der Freiheitskriege unwillkürlich in der Seele des Vorüberschreitenden auf: „Dulce et decorum est pro patria mori.“ („Süß ist es und ehrenvoll für das Vaterland zu sterben!“) Und auf einer Urne die schönen Verse Körners, der ja selbst im Freiheitskampf für das Vaterland gefallen ist: „Kehrst du nun heim mein Volk in deinem Glücke, in deines Sieges goldnen Ruhmes Glanz, vergiß die teuren Toten nicht, und schmücke auch ihre Urne mit dem Lorbeerkranz.“

Es würde zu weit führen, hier noch mehr von all den schönen, stimmungsvollen Abschiedsworten zu sprechen, die der Wanderer auf jedem älteren Friedhof finden wird, wenn er Interesse dafür hat. Diese wenigen Beispiele sollten ja nur dazu anregen, an soviel Tragischem und doch so rührend Schönem nicht achtlos vorüberzugehen und die letzte Ruhestätte der uns Vorangegangenen mit Ehrfurcht zu betrachten. „Tritt leise über meines Grabes Flur. Ich schlafe nur“, mahnt ein Grabstein unter Trauerweiden. Aber am tiefsten rührt an der Seele eines Trauernden jener Efeu umsponnene Grabhügel, dessen verwittertes Kreuz nur ein Wort, eine Frage trägt, die bitterschwere Frage: „Warum?“ Wir wissen es nicht. Warum? Niemand kann auf diese Frage Antwort geben. Denn wir sehen in unserem ganzen irdischen Dasein, wie St. Johannes es ausdrückt, „nur wie in einem Spiegel in einem dunklen Wort“. Warum? Es ist die Frage — der Aufschrei — eines blutenden Herzens, das noch keinen seelischen Frieden gefunden hat. — Wie trostreich klingen dagegen die schönen Worte, die dem Dichter Fritz Reuter von seinem geliebten „Lowising“ auf den Grabstein gesetzt wurden: „Der Anfang, das Ende, o Herr, sie sind Dein. Die Spanne dazwischen, o Herr, sie war mein. Und irrt' ich im Dunkel und fand mich nicht aus, bei Dir, Herr, ist Klarheit, O nimm mich nach Haus“!

**Dr. Martin Luther:**

## Das Korn zum Gleichnis der Auferstehung.

**Siehe, wie tut ein Ackermann, der da säet auf dem Felde und das Korn dahin in die Erden wirft, daß es scheinet, als sei es gar verloren; noch hat er keine Sorge davor, als sei es umsonst, ja, er vergisset, wo das Korn bleibt, fragt nichts darnach, wie es ihm gehe, ob es die Würmer fressen oder sonst verderbe, sondern gehet mit eitel solchen Gedanken davon, daß um die Ostern oder Pfingsten werden schöne Halme herauskommen und viel mehr Ähren und Körnlein tragen, denn er dahin geworfen hat. Aber wenn du ihn fragest, so würde er dir antworten und sagen: Lieber, das wußte ich zuvor wohl, daß ich das Korn nicht soll vergeblich wegwerfen; aber ich tue es nicht darum, daß es verderben soll, sondern daß es dadurch, daß es in der Erde verweset, eine andere Gestalt gewinne und viel Frucht bringe. Also denket jedermann, der solches siehet oder tut.**

**Weil wir nun in solchen irdischen Wesen solches tun müssen, vielmehr sollen wir in diesem Artikel solches lernen (welchen wir viel weniger können begreifen und verstehen), weil wir Gottes Wort haben, dazu die Erfahrung, daß Christus vom Tode auferstanden ist, und uns nicht nach dem richten, was wir vor Augen sehen, wie unser Leib begraben, verbrannt oder sonst zu Erden wird, sondern Gott lassen machen und sorgen, was daraus werden soll. Denn wenn wirs sobald vor Augen sähen, so bedürften wir keines Glaubens, und hätte Gott nicht Raum, seine Weisheit und Gewalt über unsere Weisheit und Verstand zu zeigen. Darum heißt das der Christen Kunst und Weisheit, daß man in Heulen und Klagen könne tröstliche und fröhliche Gedanken des Lebens erschöpfen, daß uns Gott lässet also in die Erde bescharren und verfaulen auf den Winter, auf daß wir auf den Sommer sollen wieder hervor fahren viel schöner, denn diese Sonne, als sei das Grab nicht ein Grab, sondern ein schöner Würzgarten, darin schöne Nägelein und Rosen gepflanzet, so auf den lieben Sommer daher grünen und blühen sollen.**

---

## Am Brunnen vor dem Tore

**ROMAN UM EIN LIED VON PAUL HAIN.**



(5. Fortsetzung.) — (Nachdruck verboten.)

### Viertes Kapitel

Ach nein, es ist kein ewiger Frühlingstraum, auch kein ewiges Sommerglück. Es ist eine verdammt ernsthafte Wirklichkeit, in der man steht — trotz allem.

Noch am Abend reiten durch das Dorf preußische Dragonerschwadronen. Infanteriekolonnen marschieren mit verstaubten Stiefeln und Uniformen durch die Gassen, Meldereiter galoppieren wie verrückt über die verdämmernden Wiesen. Signale schmettern von weither, kommen näher — tateratataaa! Feldhaubitzen rollen polternd vorbei, die Gäule dampfen, die Kanoniere fluchen, die Offiziere kommandieren. Mägde rennen mit Wassereimern aus den Häusern und klirrenden Trinknäpfen, denn Durst haben sie alle, die da vorüberziehen. Und Hunger, du liebe Güte! Speckseiten und Würste und Brot werden verteilt. Kleine Rotznasen schreien hurra und laufen ein Ende mit, und es dauert stundenlang, ehe die Kolonnen durch sind.

Wohin? Wohin?

Niemand verrät es. Toll geht es in dieser Nacht im Dorf und in den Nachbarnestern zu. Soldaten! Soldaten!

Der Leutnant steht am Ausfahrttor des Repkowhofes, hat die Zähne in die Lippen gebissen, daß die Backenknochen hervortreten.

Und auch am nächsten Tagen klirrt die Erde wider von den stampfenden Soldatenstiefeln und den klappernden Hufen der Pferde. Trompeten blasen, und Trommeln wirbeln dumpf. Staubwolken fliegen über die Felder wie graue Fahnen. Dazwischen aber wehen die flatternden Standarten und Fahnen über den ziehenden Kolonnen, und die Adler blinken an den Stockknäufen.

Manchmal dringt Gesang über das Land, durch die Dorfstraßen, über die Wiesen.

Keine Liebesmusik! Rauher, kräftiger Männersang aus weit aufgerissenen Mündern, die das Fluchen und das Schlachtengebrüll längst gelernt haben. Und was sie da singen, das klirrt wie zusammengeschlagener Stahl und wie splitterndes Eisen, daß die Knechte und Mägde auf den Feldern die Hände sinken lassen, sich die Rücken straffen, die Muskeln unter den groben Händen spannen und die Gesichter einen harten, verbissenen Ausdruck kriegen. Und dann singt wohl der und jener mit und winkt mit sensenbewehrter Faust den Marschkolonnen nach.

Das klingt in diesen Tagen durch alle Dörfer der Mark — dieses Lied. Und nun weiß man auch, daß Napoleon es doch gewagt hat, ernsthaft gegen Berlin zu marschieren. Aber das Lied schwirrt seinen Grenadieren schon um die Ohren und klingt dumpf und metallen durch Stadt und Land in vieltausendstimmigem Chor preußischer Regimenter:

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte.
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte!
Drum gab er ihm den kühnen Mut,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis aufs Blut,
Bis in den Tod die Fehde!

So wollen wir, was Gott gewollt,
Mit rechten Treuen halten,
Und nimmer im Tyrannensold
Die Menschenschädel spalten.
Doch wer für Tand und Schande ficht,
Den hauen wir zu Scherben,
Der soll im deutschen Lande nicht
Mit deutschen Männern erben.

O Deutschland, heil'ges Vaterland,
O deutsche Lieb' und Treue!
Du hohes Land, du schönes Land,
Dir schwören wir aufs neue:
Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Der fütt're Kräh'n und Raben!
So zieh'n wir aus zur Hermannsschlacht
Und wollen Rache haben!

Laßt brausen, was nur brausen kann,
In hellen, lichten Flammen!
Ihr Deutschen alle, Mann für Mann,
Fürs Vaterland zusammen!
Und hebt die Herzen himmelan,
Und himmelan die Hände!
Und rufet alle, Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!

Laßt wehen, was nur wehen kann,
Standarten weh'n und Fahnen,
Wir wollen heute Mann für Mann
Zum Heldentode mahnen.
Auf, fliege, stolzes Sieg'spanier,
Voran den kühnen Reihen!
Wir siegen oder sterben hier
Den süßen Tod der Freien!"

Klingt verteufelt anders als ein Liebeslied! Blut und Brand und Tod ist darin! Und läßt einen doch nicht los — läßt einen nicht los.

Der Student Müller wandert die ganze Nacht in seinem Zimmer auf und ab. Auf und ab. Wie ein gefangenes Tier. Da am Haken hängt seine Uniform. Längst wieder tadellos sauber und in Ordnung gebracht. Und ein neuer Degen hängt daneben. Als Rekonvaleszent ist er hier in Sachen herumgelaufen, die er sich vom Dorfschneider hat machen lassen, damit er nicht so auffiele, wenn er sich auf der Straße sehen ließ.

Er steht vor der Uniform und betrachtet sie lange, streicht mit den Händen wie liebkosend darüber hin.

Schnüre und Knöpfe blitzen im Kerzenschimmer.

„Leutnant Müller — fühlt er sich gesund?" fragt eine Stimme in ihm. Sie klingt genau so wie damals, als sie ihn mahnte, einen „strategischen Rückzug" aus dem Repkowhof anzutreten. Genau genommen ist es die Stimme des Hauptmanns Köckeritz, dem er als freiwilliger Jäger zugeteilt war.

Der Leutnant Müller salutiert stumm.

„Befehl: Vollkommen gesund!"

Es wäre eine Lüge, sagte er's anders.

„Der Herr Leutnant Müller wird nunmehr also wissen, was er zu tun hat?"

„Befehl! Ganz genau!"

„Abtreten!"

Er macht eine tadellose Kehrtwendung.

Jawohl, daran gibt's nun nichts mehr zu ändern. Wie haben die da draußen, die vor einigen Stunden vorbeigezogen sind, gesungen?

„Laßt brausen, was nur brausen kann,
In hellen, lichten Flammen!
Ihr Deutschen alle, Mann für Mann,
Fürs Vaterland zusammen!"

Vor zwei Tagen noch klang es anders. Wie klang es da, Leutnant Müller?

Der steht am Fenster und schaut in die Nacht hinaus. Und sein Herz zuckt ein wenig.

„Ein Mädel ging durchs helle Grün,
Wo tausend bunte Blumen blühn,
So leicht und ohne Müh."

Ein kleiner Seufzer.

„Ach, Annemarie."

Fern durch die Dunkelheit knallen Gewehrschüsse. —

*

„Ja", sagt Frau Jutta von Repkow, „ja, aber natürlich. Das ist doch einfach unsere Pflicht. Suchen Sie sich nur ein schönes Tier aus."

„Ich danke Ihnen, Frau Baronin."

Da steht er nun in seiner schmucken Uniform, den Degen umgegürtet. Schlank, jünglingshaft, gestrafft. Die Augen hell und leuchtend. Frau Jutta hat ein mütterliches Lächeln um den Mund. Annemarie, die neben ihr steht, hat die Hände in die Falten des Kleides gekrampft. Ihr Blick ist dunkel, gar nicht mehr der Blick eines zärtlichen, sechzehnjährigen Mädchens, das noch ein halbes Kind ist.

„Aber Sie wissen doch gar nicht, wo Ihr Regiment steht", sagt Frau Jutta noch.

„Das finde ich schon, Frau Baronin. Freiwillige Jäger sind ja überall. Ich finde schon irgendwo Anschluß, und ich glaube, ich werde nicht weit zu reiten brauchen. Es hat sich ja genug Kriegsvolk hier zusammengezogen."

„Ja, gewiß."

„Und — wie gesagt, Frau Baronin werden verstehen, und auch das Fräulein Baronesse, daß meine Zeit hier vorüber sein muß, nicht wahr? Die Trompeten bliesen auch für mich."

Annemarie senkt den Kopf. Sie weiß ja, sie wird ihn nicht mehr zurückhalten können. Nur das hat sie erreicht, daß er erst in der Nacht abreiten will. Es ist dann ein besserer Schutz vor etwaigen feindlichen Patrouillen, und so Gott will, wird er bald genug auf preußische Regimenter stoßen.

„Ich wünsche Ihnen alles Gute", sagt Frau Repkow, „und vor allem — Schlachtenglück, Herr Leutnant. Und nun sagen Sie nur dem Schmersow Bescheid, daß er Ihnen behilflich sein soll, ein gutes Pferd zu wählen."

Da blickt Annemarie auf. Ein mattes Lächeln liegt um ihre Lippen.

„Nehmen Sie — meinen Manfred", sagt sie leise. „Er kennt Sie ja."

Frau von Repkow zuckt kaum merklich zusammen. Ein kurzer Seitenblick zu Annemarie, dann lächelt auch sie auf ihre besondere, verhaltene, mütterliche Art.

„Ja, warum nicht? Wenn Annemarie dafür ist."

Der junge Offizier fühlt, wie ihm die Röte in die Wangen steigt, die nun schon eine bräunliche Farbe bekommen haben. Auch Annemarie selbst spürt, daß sie sich vielleicht in dieser Minute verraten hat. Aber was weiß sie denn davon, wie scharf die Augen einer Mutter überhaupt sind?

Ein schneidiger militärischer Gruß, und Wilhelm Müller geht mit Annemarie zum Pferdestall hinüber, in dem Manfred steht. Frau Jutta blickt ihnen still nach und verläßt dann die Terrasse des Hauses, wo sie alle drei nach dem Mittagessen noch eine Weile gesessen haben, um sich auf ihr Zimmer zu begeben.

Nun stehen sie im Stall, in der Box von Manfred. Hand schiebt sich in Hand.

„Das — ist zuviel, Annemarie — das kann ich doch nicht annehmen."

„Ach du."

Manfred wirft den Kopf zurück. Sein seidiges Fell glänzt. Er hat lange keine Reiterin im Sattel gehabt, geschweige denn einen Reiter.

„Wenn du wiederkommst, Wilhelm, gehört er uns beiden. Ich kann dir ja nichts Besseres mitgeben als ihn, der dich immer an mich erinnert — draußen im Unbekannten —"

Ihre Stimme zittert ein wenig. Aber sie ist die Tochter des Obersten von Repkow, sie weiß, daß es Pflichten gibt, die stärker sind als die Liebe.

Beider Hände streicheln über Manfreds Hals.

Seine großen, dunklen Tieraugen schimmern, sein Kopf wendet sich von einem zum andern.

„Du mußt gut auf ihn aufpassen, Manfred", flüstert ihm Annemarie ins gespitzte Ohr. „Er darf nicht zu kühn sein, der Wilhelm. Man kann auch tapfer sein ohne leichtsinnig zu werden. Verstehst du, Manfred?"

Manfred nickt. Ob das nun den Worten gilt oder der gefüllten Futterkrippe, in der er eben das rosige Maul versenkt, ist nicht genau festzustellen.

„Ich hoffe, Annemarie, ihn unversehrt wieder auf dem Repkowhof abzuliefern, wenn die Kriegstrompeten zu Ende geblasen haben."

Eine Weile ist Schweigen. Nur hier und da stampfende Pferdehufe im Stall, leises Kettenklirren. Der warme Dunst der Tierleiber liegt über den Boxen.

„Wilhelm, ich warte am Brunnen, heute nacht."

„Ja, Annemarie."

Ein heißer, fester Händedruck.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg